

FEUILLETON

Es ist der vorletzte Tag im Juli, und ich stehe mit meinen zwei Teenager-Kindern im strömenden Regen am Grünen Hügel. Das Wasser rinnt über das Sakko, das ich erst gestern in der Bahn mit höchster Akribie vor jedem potenziellen Faltenversucher geschützt habe. Egal. Zum Glück waren die Kinder vorausschauender und haben Regenjacken eingepackt. Schließlich finden wir Zuflucht unter einem Bierzelt neben dem Festspielhaus. Dort versorgen wir uns mit drei Tassen Tee zum Preis eines satten Drei-Gänge-Menüs, um die letzte Stunde bis zum Beginn des *Parsifal* zu überbrücken.

Schuld daran, dass wir unseren Sommerurlaub in Bayreuth verbringen, ist der Krieg im Nahen Osten. Eigentlich sollten nicht der Grüne Hügel, sondern die hellbraunen, kargen Hügel der Negev-Wüste unser Ziel sein. Doch als Mitte Juni der Krieg zwischen Israel und dem Iran ausbrach, wurde unser Flug gestrichen. Und dann kam eine unerwartete Einladung nach Bayreuth. Ausgerechnet in die Wagner-Hochburg? Ausgeschlossen. Oder vielleicht doch? Mit fast fünfzig könnte ich mir das eigentlich zumuten. Zumal meine Skepsis auch daher rührte, dass mich Oper bisher kaum angesprochen hat – Theater oder Konzerte sind mir einfach lieber.

Der wahre Grund für meine reflexhafte Ablehnung war ein anderer: Selbst wenn ich in die Oper ging, habe ich Wagner stets gemieden. Sein Name löst in mir eine Mischung aus Ehrfurcht, Verachtung und Faszination aus. Wagner, der Antisemit. Wagner, das Genie. Wagner, das Tabu. In Israel ist es zwar nirgendwo gesetzlich verboten, Wagner zu spielen, Tabus aber brauchen keine Gesetze. Wie fast jedes israelische Kind lernte ich früh, dass Wagner der Nazi schlechthin war. Meine Musiklehrerin behauptete gar, er sei ein enger Freund Hitlers gewesen. Dabei konnten die beiden sich gar nicht begegnen, der Komponist starb sechs Jahre vor der Geburt des Diktators. Im Geschichtsunterricht hieß es bei uns, in Auschwitz habe man Wagner gespielt.

Die größte Mitschuld an meiner Wagner-Phobie jedoch trug meine Großmutter. Ihr Mann hasste alle Deutschen gleichermaßen. Von ihm habe ich den Satz mitbekommen: »Du sollst alle Menschen lieben – außer den Deutschen.« Meine Oma hielt zwar nichts von solchen Pauschalurteilen, Wagner aber hat sie strikt abgelehnt. Und das, obwohl ihr Vater, also mein Urgroßvater, ein großer Wagner-Fan war. Ihre Aversion traf später auch Daniel Barenboim, als er 2001 in Jerusalem als Zugabe das Vorspiel zu *Tristan und Isolde* dirigierte. Meine Oma und Teile der Knesset erklärten ihn daraufhin zur Persona non grata.

Als ich im selben Sommer nach München zog, fürchtete ich mich vor ihrer Reaktion. Zu meiner Überraschung saß allerdings nicht ich bei ihr auf der Anklagebank, sondern Barenboim. Ich war erleichtert. Vor fünfzehn Jahren ist meine Großmutter gestorben, und ich kann heute etwas tun, was ich zu ihren Lebzeiten nie gewagt hätte: nach Bayreuth fahren. Denn nicht nur Wagner, auch die Festspiele haben eine belastete Geschichte: Adolf Hitler war hier in den Dreißiger- und Vierzigerjahren ein Lieblings- und Dauergast.

Nachdem meine Frau meine Reisepläne zwar billigte, sich selbst aber mit guten Argumenten herausredete, fiel mein Blick auf meine beiden halbwüchsigen Kinder. Sie leben bei ihrer Mutter, und wir hatten uns vorgenommen, im Sommer mehr Zeit miteinander zu verbringen. Fünf Tage Bayreuth – die perfekte Quality-Time! Vorsichtig tastete ich mich vor. Ob es der in Aussicht gestellte Glanz und Glamour des Grünen Hügels war oder eher der Mangel an Alternativen – erstaunlicherweise zeigten sich beide aufgeschlossen.

So machten wir uns mit neuem Abendkleid und gebügelt Anzügen auf den Weg. Vor allem auf die Begegnung mit den Wagnerianern war ich gespannt. Über die Jahre hatte ich nicht nur meine Vorurteile über Wagner gepflegt, sondern auch die über das Festspielpublikum: ein geschlossener Club von Erzkonservativen bis Rechtsnationalen, so meine Vorstellung – reich, snobistisch, dekadent. Doch schon in der Regionalbahn nach Bayreuth saß ich neben einer freundlichen pensionierten WDR-Kulturredakteurin, die seit über zwanzig Jahren nach Bayreuth pilgert. Und vor Ort sprach ich mit vielen Menschen, die nicht in mein Bild passten: ein Lehrer-Ehepaar aus der Nähe von Essen, eine Theater-Dramaturgin, ein Jura-Professor aus Berlin, erstmals hier, bewaffnet mit Wagner-Biografien und in Begleitung eines befreundeten Kollegen, dessen Frau abgesagt hatte.

Dann traf ich endlich einen echten Wagnerianer vom Schlag eines Swifties, also eines Taylor-Swift-Fans (wie ich es meinen Kindern zu erklären versuchte): Andy, ein Arzt aus Melbourne, zum elften Mal hier. Für andere Komponisten reise er selten, erzählte er, für Wagner hingegen bis ans Ende der Welt. Als Andy von seiner Leidenschaft sprach, glänzten seine Augen, und seine Unterlippe zitterte, als begänne er gleich selbst zu singen. Wagner sei wie ein Blind Date, sagte er: In den ersten zwanzig Minuten klopfe das Herz – passt die Chemie, oder war der Abend umsonst? Während unserer Gespräche dachte ich an meine Großmutter und fragte mich, warum ausgerechnet



Ein neues Abendkleid und zwei gebügelte Anzüge: Meron Mendel mit seiner Tochter und seinem Sohn auf dem Grünen Hügel

Der Geist der Großmutter hört mit

Mit Oper kann er nicht viel anfangen, mit Wagner erst recht nicht. Gerade deshalb haben wir den israelischen Publizisten MERON MENDEL nach Bayreuth geschickt. Zur Sicherheit hat er seine Kinder mitgenommen

Wagner solche extremen Emotionen auslöst. Und malte mir aus, wie wohl eine Begegnung zwischen Andy und meiner Oma verlaufen wäre.

Da wir nicht unvorbereitet in unser Debüt stolpern wollten, besuchten wir vorab das Wagnermuseum in Haus Wahnfried. Dort hielt der Direktor einen Vortrag mit dem schönen Titel: »Wie (ü)berlebe ich einen Tag am Grünen Hügel«. Seine praktischen Hinweise für Anfänger waren klar: Das Sakko während der Aufführung ausziehen? Weichei. Ein Kissen für die harte Rückenlehne? Weichei. Mit Shuttle oder Taxi hochfahren? Ebenfalls Weichei. Mein Sohn meinte, das klinge mehr nach Straflager als nach Festival. Wir

blieben optimistisch, uns standen drei Wagner-Aufführungen bevor: *Parsifal*, *Götterdämmerung* und *Lohengrin*.

Um nicht gleich als Weicheier zu gelten, ermutigte ich die Kinder, den Hügel zu Fuß zu erklimmen. Wir mussten ohnehin früh da sein, um unsere Augmented-Reality-Brillen anpassen zu lassen. Wir zählten nämlich zu den glücklichen Privilegierten, die in den Genuss jener digitalen Erweiterungen der Bühnenrealität kommen durften. Spoiler: Vielleicht lag es an meiner Ahnungslosigkeit, aber ich habe den Mehrwert der projizierten umher-schwirrenden Objekte (Schwan, Blumen, Plastiktüten) nicht verstanden. Schon im ersten Akt legte

ich die klobige Brille beiseite, die Kinder taten es mir gleich. Die Idee fanden sie im Gegensatz zu mir zwar gut, die Umsetzung jedoch »so 2020er«, wie sie sagten – für sie fehlte da nur noch ein typischer Zoom-Meeting-Hintergrund aus der Coronazeit. Immerhin wollen sich die Festspiele Innovationen gegenüber grundsätzlich aufgeschlossen zeigen. Für 2026 wurde bereits eine KI-Inszenierung für den *Ring des Nibelungen* angekündigt. Vielleicht kann das auch helfen, den Altersdurchschnitt des Publikums etwas zu senken.

Zurück im Saal: Punkt vier Uhr, ohne Sitzkissen und mit feuchtem Sakko, kamen mir leise Zweifel – war es wirklich klug, mit *Parsifal* einzu-

steigen? Zu spät. Licht aus. Erwartungsvolles Schweigen, dann ein leiser Pulsschlag aus der Tiefe des Raums, die ersten Klänge entfalteteten sich. »He! Ho! Waldhüter ihr!« – die Stimme von Gurnemanz (Georg Zeppenfeld) klingt weich und rund. Nicht dass ich in diesem Moment zum Wagnerianer wurde, aber ich begann zu verstehen, wovon Andy geschwärmt hatte. Die recht konventionelle Inszenierung von Jay Scheib erwies sich für uns als dankbarer Einstieg.

Nachts im Hotelzimmer lag ich lange wach und dachte an meine Großmutter und ihren Wagner-Hass. Der erschien mir plötzlich paradox: Nach Opas Tod hatte sie in Israel sogar eine Waschmaschine und eine Mikrowelle made in Germany angeschafft. Nur Wagner blieb exklusiv auf ihrer No-go-Liste. Warum? Manchmal erzählte sie, wie sie als Kind gelauscht hatte, wenn ihr Vater auf seinem Grammophon Schellackplatten mit Wagner-Musik hörte. War es vielleicht gar nicht Wagners Judenhass, der diese Musik für sie so unerträglich schmerzhaft machte – waren es die Erinnerungen an ihren geliebten Vater? Ihren Vater, der wie ihre gesamte Familie in Auschwitz ermordet worden war. Auf einmal hatte ich den abwegigen Gedanken, sie habe Wagner gar nicht boykottiert, sondern eher auf den Genuss seiner Musik verzichtet, aus Trauer über das, was ihr durch die Nazis alles weggenommen worden war. Irgendwann erlag ich mit diesen offenen Fragen meiner Müdigkeit.

Beim späten Frühstück um zwölf Uhr traf ich meine ausgeschlafenen Kinder und Andy, der sich nach dem Vorabend erkundigte. Heute stand die *Götterdämmerung* an – härtere Kost. Andy hatte auch die ersten drei Teile des *Rings des Nibelungen* gesehen und erklärte, warum der Zyklus eigentlich nur in Bayreuth aufgeführt werden sollte. Als er beiläufig erwähnte, dass allein der erste Akt zwei Stunden dauere, schauten mich die beiden Teenager flehend an. Sie wollten lieber einen Tag Pause einlegen, um sich ins legendäre Nachtleben der fränkischen Provinz zu stürzen. Nachdem mein latent vorwurfsvoller Blick sie nicht umstimmen konnte, gab ich auf und stieg mit Andy allein den Hügel hoch. Weil mir die ersten drei Teile des *Rings* fehlten oder wegen der eigenwilligen Inszenierung von Valentin Schwarz – letztlich musste ich dem kindlichen Instinkt recht geben. Anfangs versuchte ich noch verzweifelt zu verstehen, was da szenisch passierte und warum, im dritten Akt aber fielen mir die Augen zu.

Mir träumte, Palästina-Aktivistinnen hätten die Bühne gestürmt und riefen »Free, free Palestine!«. Im Aufwachen meinte ich »Hoiho! Hoihohoho!« zu hören, »Ihr Gibichsmannen, macht euch auf!« – Hagens Rufe an seine Gefolgsleute, die mich endgültig aus dem Schlaf rüttelten. Um 22.30 Uhr war dann Schluss. Andy tröstete mich: Mit dem *Ring* klappe es beim nächsten Mal, und *Lohengrin* werde uns sicher gefallen. Ich meinte ein wenig Neid in seiner Stimme zu vernehmen, dass wir noch einen Tag des puren Genusses vor uns hatten, während er zurück nach Melbourne zu seinen Patienten musste.

Tatsächlich fühlten wir uns privilegiert, Karten für *Lohengrin* bekommen zu haben. Vor den Eingängen standen Leute mit »Suche Karte«-Schildern. Alle wollten offenbar das Comeback von Christian Thielemann erleben, der nach einem Streit mit der Intendantin und Wagner-Urenkelin Katharina Wagner den Festspielen zwei Jahre ferngeblieben war. Auslöser war 2022 Katharina Wagners Forderung gewesen, im *Lohengrin*-Libretto das Wort »Führer« durch »Schützer« zu ersetzen, was Thielemann verweigerte. »Gerade wir in Bayreuth sollten da besonders sensibel sein, weil wir einen besonderen politischen Hintergrund und damit auch eine besondere Verantwortung haben«, meinte die Festspielchefin damals.

Dass die Festspiele ihre Geschichte reflektieren wollen, ist natürlich gut. Doch liegt im Streichen einzelner Begriffe der richtige Umgang mit der NS-Vergangenheit? Kunstwerke zu zensieren, war mir noch nie sympathisch. Thielemann hatte recht: Streiche man »Führer«, müsse man weit mehr ändern, der ganze *Lohengrin*-Text sei voll davon. Dann kann man das Ganze im Grunde sein lassen und stattdessen, wie die Ex-Kulturstatsministerin Claudia Roth vorschlug, in Bayreuth *Hänsel und Gretel* spielen. Jedenfalls hat sich Christian Thielemann durchgesetzt, gesungen wurde das Original. Was hatten wir in Wahnfried gelernt? In Bayreuth darf man kein Weichei sein – auch nicht bei Triggerwörtern. *Lohengrin* war jedenfalls das Highlight unseres Besuchs. Die drei Akte vergingen wie im Flug, getragen von einer Musik aus dem Graben des Festspielhauses, die selbst uns Opernfremdlinge mitnahm und in ihren Banen zog. Auch ohne Thielemann-Kult.

Andy dürfte es enttäuschen: Wagnerianer sind wir auch darüber keine geworden, nicht einmal richtige Opernfans. Oft fühlten wir uns irgendwie fehl am Platz. Verschenkt aber war die Zeit trotzdem nicht. Mit einem Festspielbesuch in Bayreuth fühle ich mich endgültig in Deutschland angekommen. »Es hat Spaß gemacht, auch wenn wir keine Promis gesehen haben«, sagte meine Tochter auf dem Weg zum Bahnhof. Und mein Sohn ergänzte: »Das hätte Wagner sicher nicht gefallen, dass Juden hier Spaß haben.« Doch vielleicht hätte es meiner Oma gefallen, dachte ich – und spürte, wie sehr ich sie vermisse.